

Marm.

Von W. Förster.

Mild liegt die feuchte Herbsnacht auf den Gassen Und deckt die kleinen Hütten sorglich zu In mütterlichem treuen Mummfasen. Mein Schuß, kein Hundgebell, rings tiefe Ruh.

Das Kopfkissen.

Eine Skizze von Hanna Pieterjaan.

Haben Sie sich schon einmal kein Kopfkissen bedacht? Kennen Sie die Vorbedingungen Ihres nächtlichen Schlummers? Sind Sie sich — davor bin ich überzeugt — völlig im Klaren darüber, wie Sie Messer und Gabel zu halten und zu handhaben pflegen, wenn Sie essen? Sie können zu jeder Stunde antworten, mit welchem Fuß Sie zuerst in die Schuhe fahren, wenn Sie sich anziehen. Aber wissen Sie auch, wie Sie einschlafen? Sie werden es nicht ohne weiteres sagen können, haben nicht einmal die Spur einer Ahnung davon. Wie Sie so in die allerersten Anfänge des Halbschlummers geraten, das vernünftigen Sie zur Not noch halbwegs zu erzählen. Weiter jedoch nichts. Zwischen dem Halbschlummer — Anfänge und dem Aufwachen liegt eine Nacht in Ihrem Bewußtsein. Ist das nicht seltsam? Und haben Sie schon jemals gespürt, wie Sie einschlafen? Gewiß haben Sie das. Aber in demselben Augenblick, da Sie sich sagen: „Ich... jehi... jehi...“ in demselben Augenblick wurden Sie unweigerlich wieder munter, und es blieb Ihnen nur eine leise, flüchtige Erinnerung an ein unlagig süßes Gefühl.

Ich und Du... und unsere Träume gemeinsam träumen... Du und ich... wartete nur... heute Nacht... heute Nacht... Aber man soll einen Kopfkissen, das sich so poetisch ausdrücken liebt, nicht trauen. Freilich, das weiß ich heute; damals wußte ich es nicht. Denn ich hatte eben meinen Erholungsurlaub angetreten und war, wie jeder Mensch in dieser benedictenwertesten Lage — wenigstens wie jeder Junggeselle — ein Idealist, ein Schwärmer, ein Kind voll der wunderlichsten Sehnsüchte: ich könnte nicht sagen, wonach. Vielleicht auch nur in meinem Zustand der gespanntesten Neugier, was ich in diesen herrlichen freien Tagen mit mir anfangen werde? Ja, der ich dank meiner Journalistenarbeit gänzlich entzweit bin, mich mit mir selbst zu beschäftigen. Einmal wollte ich zunächst unter allen Umständen: mich gründlich ausruhen. Den Schlaf nachholen, den ich den großen und kleinen Weltberühmten, den Theaterpremierten und sonstigen Verbrechern und Unglücksfällen von Beruf abgeben zu opfern gezwungen bin — ein Monat im Jahre, Schlaf nachholen, und wenn die Zeit ausreichte, auch einen ordentlichen Vortrag davon aufzeichnen für die wintertidigen Schlämmernote. Und da lag es nun in der tiefsten Stille meines Zimmers — der an die Fensterhaken trommelnde Regen machte sich noch fühlbarer — da lag nun das dicke, gemüllte Kopfkissen und ver sprach mir seine Herrlichkeiten. Es füllten nur die Neime, und das, was es sagte, war ein reizendes Gedicht. Lag da und lächelte und sah aus wie jemand, auf den man sich unbedingt verlassen kann. Aber, wie gesagt, es kam anders. In meinem ganzen Leben habe ich niemals so schlecht geschlafen wie auf diesem Kopfkissen; niemals so unruhig; niemals so von schauerlichen Träumen gemartert. Doch was sagte ich: Träumen? ... Es war immer derselbe Traum, der wiederkehrte, sobald ich mein müdes Haupt diesen infamen Kissen anvertraute. Immer und immer wieder derselbe. Ich sah mich ab, eine Gasröhre, eine Eisenbahnstange, eine Granitssäule, einen aus rauhenden Meereswogen aufstrebenden Fels tramm zu biegen. Mühte und mühte mich, bis Hände und Arme schmerzten. Endlich gab's einen Knack, und in Schweiß gebadet und klopfenden Herzens schreie ich auf, um zu sehen, daß das Kopfkissen mit mir ewige Treue und Freundschaft geschlossen, mich heimlich verlassen hatte. Es lag irgendwo — vor, hinter oder unter dem Bette und zwang mich, mitten in der Nacht darüber nachzudenken, wie um Himmelswillen es dorthin geraten sein konnte, wo ich es nach längerem Suchen fand. Und nahm ich es wieder in Gnaden auf, so begann der unsinnige Traum von neuem. Mein Zweifel, ich gefiel ihm nicht; mein Kopf war ihm unympathisch; das Kissen neckte und warnte mich, wie es nur konnte. Neckte und warnte mich, bis ich — es war in der tiefsten Nacht — durch eine Zufall hinter eine elenden Schliche kam. Und als ich diesen Zufall entdeckte, rächte ich mich, indem ich es, ergrimmt wie ich war, verachtungsvoll liegen ließ, wo es hingefallen war. Ich kimmerte mich gar nicht mehr um sein Dasein, ziff vielmehr nach meinem Plaid und betete auf ihm mein armes Haupt. Und während ich mich einschlafen ließ, nahm ich wahr (die Nerven werden unendlich empfindsam, wenn man den Schlummer so anhaltend entbehren muß), daß ich leise eine Ecke des Küssens umbog, über meinen rechten Unterarm legte und beides ganz leicht unter meinen Kopf hob, von dem mit einem Male der Baum genommen schien. Ordentlich wie befreit kam er sich vor. Friede und Ruhe waren ihm wiedergegeben, und es begann mir dunkel zu schweben, daß ich wohl seit fünfzig Jahren und länger gewohnt bin, im Halbschlummer — eine Ecke des Küssens umzubiegen und also zu verfahren, wie ich jetzt eben getan. Aus Freude über diese Erinnerung wurde ich wieder völlig munter. Ich hätte kein Deutscher sein müssen, wenn ich da nicht gleich aufstehenden würde — der Morgen dämmerte schon — um das unglückliche Kopfkissen zu holen und gründlich zu untersuchen. Es hatte nur an ihm selbst gelegen. Es war zu drall, zu dick, zu feist, als daß es sich hätte biegen lassen. Nicht ein Zipfchen gab nach. Daher also mein schlechter Schlaf, daher meine Träume, meine allnächtlichen Mühen und Schmerzen... Ich schleuderte es in eine Ecke, kehrte zu meinem guten, alten Plaid zurück und schlief befriedigt ein. Am nächsten Morgen verlangte und erhielt ich ein beiseitiges Kopfkissen und genoss nunmehr trotz des Regens meine Ferien mit dem schönsten Bewußtsein, eine — nicht nur für mich — wichtige Entdeckung gemacht zu haben. Vielleicht entschliche ich mich sogar, demnächst die Studien zu einem Werke: „Wie unsere großen Männer schliefen“ aufzunehmen. Oder will es ein anderer schreiben? Ich überlasse es ihm gern. Jedenfalls würde er in Wahrheit „eine tiefensündliche Bild“ ausfüllen. gewinnen dem Lächeln: „Wie Sie bestimmen! Bitte, marichieren Sie alle sofort in die Nebenstraße links in den großen Hof der Artilleriekaserne. Sie werden dort folgende eingeleitet werden und sollen in acht Tagen an der Front sein!“ — Darauf erblanzt die zehntausend Schreier, und es wurde

Sammetkleid.

Eine Geschichte aus dem Frauenleben. Von Fritz Säger.

Ellen Windhelf stammte aus einer kleinen Residenz in Mitteldeutschland. In dieser Stadt hatte eines Tages eine furchtbare Geschichte sämtliche Einwohner aufgeregt und durcheinandergeschrien: ein Beamter hatte große Unterschlagungen gemacht, und dann seine Frau und sich erschossen; seine einzige Tochter war in einer Pension in Berlin, und nur so dem Schicksal entgangen, mit den Eltern zu sterben. Diese einzige Tochter war Ellen Windhelf. Sie erfuhr damals das alles aus den Zeitungen, und schämte sich so, daß sie nicht mehr in ihre Heimatstadt ging. Alles, was sich um diesen Kern von Schreden herum gruppierte, war so entsetzend, daß es für sie nur eines gab, das war die Flucht. Sie reiste nach Wien, und hielt sich dort unter falschen Namen zwei Monate lang auf. Alle ihre Bemühungen, eine Stelle zu finden, wo sie etwas verdienen konnte, waren gescheitert, und das wenige Geld, das sie besaß, wollte sie nicht ganz aufbrauchen; so reiste sie schließlich nach Zürich, und beschloß, dort anzunehmen, was sich immer bieten möchte. So wurde Ellen Windhelf, die etwas ganz anderes gewohnt war, Kinderdämchen bei einem Professor, der eine Villa am Zürichberg bewohnte. In Wirklichkeit hatte man den Stempel, der sich um ihren Namen flocht, schon längst vergessen, denn es gibt ja immer wieder neue Stempel, aber Ellen Windhelf vergaß es nie. Sie konnte es nicht verhindern, daß sie sich immer hätte schämen müssen, und sie schämte sich immer noch, wenn sie daran dachte. Darum ging sie still durch die Straßen von Zürich. Darum mied sie die Menschen, wo sie konnte, und am meisten diejenigen, die ihr irgend eine gewisse Achtung entgegenbrachten oder abforderten. Einem aber gelang es doch, ihr näherzukommen. Ein junger Student aus Süddeutschland, der in der Nähe der Villa wohnte, und von seinem Fenster aus in den Garten sah, wo Ellen mit den Kindern spielte. Er wußte, daß irgend ein Leid sie bedrückte, und er war zartfühlend genug, sie nie zu drängen, es ihm zu sagen; das war es, was ihn über alle, die sie sonst konnte, über alle Menschen, die ihr begegneten, erhob. Sie sagte eine tiefe Neigung zu ihm, aber sie bezog sich monatelang, als sie ihn endlich, ohne ihren Willen, ihre Liebe verriet, da war kein Aufjubeln, sondern ein bitteres Weinen. Ihr Gesändnis enthielt zugleich die lebende Bitte, daß er sie verlassen möge, weil sie seiner nicht würdig sei. Er fragte auch jetzt nicht nach ihrem Geheimnis und verpraß, ihr diesen schweren Dienst und Wunsch zu erfüllen. Als er zum letztenmal mit ihr zusammen war, da sprach auch er einen Wunsch aus; sie sagte ihm zu, wenn es ihr möglich wäre, ihn zu erfüllen. „Das ist es.“ Sie gab ihm die Hand darauf. Er wollte ihr ein blaues Sammetkleid schenken, und er wollte den Stoff selber kaufen und die Schneiderin ausführen, die es anfertigen sollte. „Warum das?“ „Ich habe Dich, ich habe Dich zum erstenmal gesehen an einem Herbsttag; Du spielst mit den Kindern im Garten, und goldene Blätter fielen in Dein dunkles Haar, das Du damals offen trugst. So, nur damals, ich weiß nicht warum, ich weiß aber doch ganz gut, wie es aussah, und da war mein erster Gedanke: wie schön müßte das sein, wenn dieses Mädchen ein blaues Sammetkleid trüge. Dieser Gedanke hat mich oft und oft gequält. Mein Wunsch war immer, Dir einmal dieses Kleid schenken zu dürfen, aber da Du nicht einmal eine Blume annahmst von mir, so mußte ich diesen Wunsch weit, weit zurückstellen; nun ich gehe, darf ich ihn vorbringen, denn ich werde mein Wort halten und Dir nie mehr nahe zu kommen suchen, aber ich möchte Dich in Erinnerung haben, wie ich Dich damals sah und mit dem blauen Sammetkleid um Deinen schlanken Körper. Das ist das einzige, was ich will von Dir. Und ich möchte, daß Du es tragen sollst, wenn Du eine Feiertagsstunde hast. Das verpriehe mir.“ Er ging, sie sah ihn nicht mehr, aber das blaue Sammetkleid hing im Schrank. Sie wagte kaum, recht hinzusehen. Ihr war immer, als wenn der Stern Schuld auf ihren Schultern ruhte und darum war es Sünde, schon in ihrem Fühlen, sie brauchte gar nicht erst darüber nachzudenken, sich solcher Freude hinzugeben. Die Liebe konnte sie nicht; sie hatte sich nie erlaubt, diesem Freuen, das auf sie einwirkte, Einlaß zu gewähren; aber was schön war, das mußte sie. Und das blaue Sammetkleid war etwas wunderbar Schönes. Dafür hatte sie Verständnis und Sinn, und gerade darum hatte sie Furcht vor dem

blauen Sammetkleid, darum hing es im Schrank seit jenem Tage, an dem sie im Gegenwart der Schneiderin und dann allein in ihrem Zimmer getragen. Sie machte aber jeden Tag die Schranktüre auf, jeden Tag mehrere Male, und glitt leise mit seinen, fühlenden Fingern über die Falten des Kleides, und sie dachte daran, wie es schön wäre, wenn sie da unten am See oder dort oben im Hotel mit dem blauen Kleide angetan, spazieren gehen könnte. Oh, wie oft sie das dachte; aber nicht ein einziges Mal kam ihr die Verführung, es nun auch wirklich zu tun. Niemand hätte es ihr verboten, sie konnte ja durch die Straßen, wo man sie kannte, im geschlossenen Wagen fahren, sie dachte nicht darüber nach, aber das hätte sie befehligt; Niemand hätte gesehen, daß sie ein Kindermädchen war, denn von Haus aus war sie ja etwas ganz anderes gewesen. Weil sie aber eine große Dankbarkeit gegen den Mann fühlte, der ihr das Kleid gekauft und weil sie daran immer denken mußte, wenn sie an Orte kam, wo sie ihn vordem getroffen und gegrißt, so beschloß sie, aus Zürich fortzugehen. Zürich ist eine sonnige, heitere Stadt; sie wollte in den Oberrhein, und wählte sich einen Pfarrhof, wo sie wie bisher über Kinder zu wachen hatte, einen Pfarrhof, der nicht einmal in einem Städtlein, der ganz abseits in einem großen Dorfe war. Auch dort hing das blaue Sammetkleid im Schrank. Aber es war so eine seltsame Lust in diesem Hause, daß sie sich noch um das Sammetkleid einen Mantel aus grauem Leinen hing. Nur an Tagen, an denen der Herr Pfarrer und seine Frau fort waren, nahm sie diesen Mantel von dem Sammetkleid herunter; sonst fuhr ihre Hand nur selten manchmal unter dem grauen Tuche über die feinen Falten. Aber mitten im Sommer machte der Herr Pfarrer Ferien, und in dieser Zeit kam ein Pfarrverweser; ein junger Mann, der eine gewisse gedämpfte Lebensfreude mit sich brachte. Er wohnte mit Ellen allein in dem großen Pfarrhause, nur eine Magd war noch da, die man nicht zu gähnen brauchte. Und weil das der einzige Mensch war, der von der Welt draußen wußte und sprach, der laut zu reden wagte, und auch noch lachen konnte, so gewann sie eine große Freude an ihm, und sie wollte ihm auch eine große Freude machen. Sie war jetzt einundzwanzig, und hatte sonst nichts von ihrer Jugend; so beschloß sie einmal an einem Abend das Sammetkleid anzuziehen. Er sah im Garten und studierte eifrig eine Predigt ein; sie pflegte ihn um fünf Uhr eine Tasse Tee zu bringen, und diesmal zog sie dazu das Sammetkleid an. Erst hatte er sie gar nicht bemerkt, und sie hätte ungeschrien wieder gehen können, nachdem sie leise die Tasse hingestellt hatte. Aber das tat sie nicht, und dann sah er auf. Er sprach sich zusammen, er sah steif, als wenn er ein Holz im Mühlrad hätte, und dann sah er an ihr hinunter, und so war es, als wenn er versteinert würde. Keinen Laut brachte er heraus, aber auf einmal sprach er auf, wandte sich ab und hielt sich beide Hände vor sein Gesicht. Sie ging ganz langsam und traurig davon und hinauf in ihr Zimmer, und zog das Sammetkleid aus, und hing es in den Schrank unter dem grauen Mantel. Von da an war die Freude des Pfarrverwesers noch viel gedämpfter als zuvor, und es war fast so, als wenn er sie fürchtete. In den drei Jahren, die sie noch im Pfarrhaus verbrachte, hatte sie das Sammetkleid nie mehr aus dem Schrank genommen. In den fünf folgenden Jahren, die sie auf einem Gute in Dippelbrunn verlebte, wäre dazu eher Gelegenheit gewesen, aber sie tat es auch da nie. Sie verwaunte es jetzt, weil sie es für eine ganz besondere Gelegenheit aufheben wollte. Solche Gelegenheiten darf man nicht suchen die müssen von selber, ungerufen, ungejocht kommen, und sie wartete zehn Jahre und sie kam nicht. Jetzt war sie vierzig. Das Sammetkleid hatte sie über andere Dinge vergessen; aber es hing noch im Schrank, und war noch gerade so schön wie damals. Eines Tages nahm sie es aus der grauen Hülle und glitt mit trockenen Händen darüber. Jetzt war es wertlos für sie, ganz wertlos. Und als sie ihren Kopf zwischen beiden Händen hielt und bitterlich weinte, da erfuhr sie auf einmal, daß sie ihr Leben wie das Sammetkleid verhandelt hatte. Etwas, das man Jugend nennt, hatte sie hingegeben ohne irgend einen Gegenwert, nur an den Gedanken einer Schuld, die nie ihre Schuld gewesen war; wer gab ihr jetzt noch dafür ein einziges gutes Wort? Mit tränenfeuchten Händen zerriß sie das schöne Kleid zwischen ihren Fingern, bis es aussah, wie ein Häuflein Fäden, und dabei tat es ihr so weh, als wenn sie ihr eigenes Herz zerreißen würde, und doch mußte — mußte sie es tun! Ein goldenes Schlüsselchen öffnet eine kaiserliche Festung. mädchenfüß. — Und 3000 hufeten. „Nur nicht so hümmlich!“ — Und 2300 riefen: „Ach fühle mich heute gar nicht wohl!“ — Und 4700 jammerten: „Da muß ich doch erst meine Frau fragen!“ S a r i a t i s c h. — Die Engländer tragen nicht allein die Schuld an

Die Lehrerin.

Eine Skizze von Alexandrine Lihanyi von Freyler.

Die Morgensonne schaute lustig zinkend durch die großen Fenster des Schulzimmers und legte um die kleinen Flachsöpfe und braunen Kinderscheitel, die andächtig über angelegenen Schreibtischen hingen, ihr feines goldenes Netz, als wollte sie eine gewaltigen Fischzug machen, die Verkäuferin. Und sie lockte und winkte: „Kommi, komm heraus, Kinder! Ich habe Euch das schönste in der der Stufe hoden?“ Aber sie hatte kein Glück, die Frau Sonne. Wohl, daß ein Kopf hin und wieder schon nach dem Fenster wandte und Lippen führten: „Ja, wenn unsere Soldaten fegen.“ Aber dann sentle er sich wieder wie alle anderen Köpfe still und ernst über das Schreibtisch. Die Federn trugten mit hörbarem Schleifen über das Papier, ein verhaltenes Athmen, kaum ein Knistern gab dem karmesinroten Schulturm die andachtsvolle Stille einer Kirche. Vor den Bänken an ihrem Pult saß die kleine Lehrerin. Auch sie war still, ganz still. Aber sie sah nicht die Sonne, die beglückend vor den Fenstern stand, sie sah kaum die Kinder, vor sich über die Arbeit gebeugt. Vor ihnen in sich gelehrteten Augen lag weit ausgebreitet ein weißes, lobendes Schloßfeld, wie nur die Phantasie es ausmalen kann, und sie sah dort einen liegen mit bleichen Lippen und geschlossenen Augen, hingestreckt auf dem gewählten Boden, zwischen röhrenden Kameraden, selber herbend, mit lehmigem Altmaggen ihren Namen rufend. So deutlich sah sie das alles und fühlte es, daß sie seinen Ruf wieder und immer wieder zu vernehmen vermeinte. Nie hatte sie an solchen Vorstellungen gelitten, seit er draußen war, nie hatte die Zurechtweisung, die innere Festigkeit sie verlassen, bis dieser Brief gekommen war, von fremder Hand aus dem Felde geschickt, den ihr der Briefträger heute auf dem Wege zur Schule zugebracht, und den sie zu öffnen bis jetzt nicht Zeit und Mut gefunden hatte. Nach war er verschlossen, und sie wußte nichts. Und doch wußte sie alles. Jede Zeile wußte sie, die der ihr unbekante Soldat geschrieben hatte. Seit drei Wochen hatte sie von Hermann nichts mehr gehört, seine Briefchen und Karten, mit jener charakteristischen, verwachsenen Bleistiftschreibweise, die obwohl sie ihren Weg über Leiden und Trümmereiser genommen, wie heilige Zeichen ihres durch große Prüfungen geläuterten Glaubens galten, waren plötzlich ausgetrieben. Ihre besorgten Fragen hatten keine Antwort erhalten, über das Schicksal ihrer ihm zugehörigen Liebespächchen wußte sie nichts... Die gläubige Zurechtweisung zu ihrem Glücke hatte sie dennoch nicht verlassen. Wenn sie ihren Verlobten auch mitten im Kampfe wußte, dort, wo Bälkerschiffe sich entsetzten, so sah sie ihn immer mit seinem fröhlichen, unbekümmerten Lachen. Aus seinen kurzen Grüßen und Schilderungen sprach so hehrige Zurechtweisung zu sie über, daß ihr oft verzagtes Ich sich immer wieder an diesen Zeichen seines Lebenswillens anlehnen konnte. Mitten aus dem Granatregen kamen seine Grüße, aufs Papier geworfen, während dem Schreiben der Tod über die Schultern geblickt; so ward ihm die unfaßbare Zeit zum schwersten und süßesten Erlebnis zugleich, und freizeigliche teile sie von ihrer Zurechtweisung, von ihrem Glauben an die jungen, beglückenden Herzen aus, denen sie mehr als Lehrerin war. Nun würde kein Brief mehr von ihm kommen. Die segenspendende Quelle ihres Glücks, sie wußte es, würde durch das, was ihr dieser fremde Brief zur Gewissheit machen würde, für immer verliert sein. Was würde sie noch geben können, wenn ihr selbst alles genommen, wenn sie innerlich zerbrochen war. Dampf wußte sie, daß dann auch für sie alles zu Ende sei. Zu fest waren ihre eigenen Hoffnungen und der großen der Zeit in ihrem Inneren verwachsen. Wenn sie nicht mehr hoffen, nicht mehr glauben und bauen konnte, wie sollte sie den Glauben lehren, das große Erlebnis in Kinderherzen pflanzen können? Ihr Kopf sank schwer auf das Buch nieder, das sie aufgeschlagen vor sich liegen hatte. „Fräulein“, ertönte ein Stimmchen aus den Bänken. Die kleine Lehrerin hob den Kopf. Sie sah, daß ein Kind die Hand aufhob. „Was ist?“ fragte sie abgerissen, fast geistesabwesend. „Fräulein“, fuhr das helle Stimmchen einbrünstig fort, „hören Sie doch, es lautet!“ — Die Glocken läuteten“ ergänzte eine andere Stimme. Die Lehrerin fuhr sich über die Augen. Durch die Dampfschicht ihrer Sinne langte jetzt, wie sie lauschte, das Gemurre von Glockenläuten ganz deutlich herüber. Sie erhob sich und schritt zum Fenster. Als sie den Fensterherz zerreißen würde, drang der Glöckchen wie ein berausender Orgelton herein. „Da eine Fahne!“ rief ein Kind. „Wahrhaftig“, sagte sie ändernd.

Fahnen hängen schon draußen. Das bedeutet einen Sieg.“ Da sah sie einige Knaben durch die Straßen eilen; sie hatten weiße Papierpadele im Arm und riefen gellend die Vorübergehenden an, denen sie Zettel in die Hand drückten. In der Klasse war eine Bewegung entzündet. Die Kinder sahen unruhig, flüsterten und scharrten ungeduldig mit den Füßen. Plötzlich klopfte es an die Tür des Schulzimmers, und der alte, altmütterliche Schuldner kam ahemlos herein. Er trug in der Hand einen Zettel, mit dem er auf die Lehrerin zurückging. „Ein Sieg?“ kam sie zuvor. Er nickte lebhaft und hielt sich schweratmend die Hüften. „Freilich, freilich“, pustete er, „und schulfrei haben wir.“ Wie ein Bündel auf Pulver sah wirkte dieses Wort auf die Schulklasse. „Sieg! Schulfrei!“ jubelte es durcheinander, und die Bänke schienen in diesem Augenblick selbst vor Freude mitzutanzten und zu springen. Als der Schuldner die Schulfreude verlassen hatte, kostete es die kleine Lehrerin alle Mühe, Ruhe in die Scharen zu bringen. Bevor sie bei solchem Anlaß die Kinder entließ, pflegte sie immer noch einige Worte an sie zu richten. Worte, in die sie selbst ihren Glauben, ihre Zurechtweisung, ihr eigenes Glückseligen einströmte, die auszusprechen, ihr ein Bedürfnis geworden war wie ein Gebet. Und nun? Nun war die Stunde wieder gekommen, aber in ihrer Hand zitterte ein Brief, ein uneröffneter Brief von fremder Hand. Während draußen die Siegesglocken läuteten, während jubelnd und hümmlich Fahnen von den Nachbarhäusern grüßten und winkten, stand die kleine Lehrerin vor der still gewordenen Klasse und vermochte nicht zu sprechen. Den Brief noch in der zitternden Hand, befaß sie schließlich die Kinder, sich zu erheben und ein Lied anzustimmen. Die Kinder gehorchten und saßen die Lehrerin mit stillem Verwundern an. Daß sie so bleich und gar nicht lustig war, das fiel ihnen allen wohl auf. Und so begannen sie denn auch mit zaghaften Stimmen zu singen: „Mein liebes Vaterland“, erst unsicher, dann aber immer fester und lauter, daß schließlich die Klasse dröhnte und jauchzte. Sie sangen das Lied bis zu Ende, so wie es die Lehrerin gelehrt hatte, und selbst, die Macht dieses Liedes riesige Ströme auch auf die Lehrerin über wie ein starker, unwiderstehlicher Lebenswille. Tränen füllten ihre Augen, und während ihre Blide die kleinen blonden und braunen Köpfe streiften, sah sie, daß die Sonne lauter kleine goldene Heiligenscheine um die Kinderköpfe legte. Die Kinder hatten jubelnd und jauchzend die Klasse verlassen. Die kleine Lehrerin stand allein am Fenster in dem totentstimmten gewordenen Schulraum. Die Glocken der Kirche hatten ihr Siegesgellend längst eingehüllt, doch die Fahnen wehten leuchtend die Siegesglocken in die Lande. Schwermut stand sie, die Einsame, und dann richtete sie, wie einer plötzlichen Eingebung folgend, den fremden Brief auf und las die unsicheren, schwer zu entziffernden Bleistiftzeilen: „Meines Fräulein! Im Auftrage meines Kameraden gebe ich mir die Ehre, Ihnen mitzutheilen, daß er das Eisenerz Kreuz erhalten hat. Wir beide liegen im Lazarett. Er selbst kann nicht schreiben, wegen seines verwundeten rechten Armes. Aber es geht ihm jetzt wieder besser. Unsere Sache steht glänzend. Unser ist der Sieg. Ihr ergebener...“ Wie? Hatten da nicht wieder die Glocken ihren brausenenden Gesang an? Oder was war es, das mit brausenendem Orgelton so übermächtig auf sie einwirkte? Um diese Stunde war's, daß das neugelaufte Bildnis des geliebten Kaisers von der letzten Schultwand herab sich nicht wenig wunderte, daß dort am Lehrpult ein kleines Fräulein saß und in ihr Lehebuch hinein weinte und jubelte... Andere Zeiten. Als Napoleon I. nach St. Helena verbannt wurde, war die „Times“ sehr beunruhigt, der große Korke sie nicht sicher genug aufgehoben und könne der Menschheit wieder gefährlich werden. Das beforgte Blatt schrieb: „Diese Insel ist keineswegs ein sicherer Verwahrungsort für Staatsgefangene und wenn man ja den abscheulichen Mörder des Menschengeschlechts nicht verdammtermaßen mit dem Tode bestrafen wollte, so hätte man ihn wenigstens mit Ketten belastet, in ein unterirdisches Gefängnis werfen sollen, wo ihn weder Sonne noch Mond beschienen und niemand Zutritt zu ihm hätte als ein Pfleger, um das schmerzliche Unternehmen, in seiner blutdürstigen Seele Reue zu wecken, wenigstens zu verjagen.“ So die „Times“ 1815. Man hat so seine Gedanken, wenn man das liest und dabei an unsere Tage und das mühselige Wert der Macher der Einkreisungspolitik denkt... Geht du zum Wolfe schmausen, kimm den Hund mit.

Schnitzel.

Die Angst sieht in jedem Strauch ein Gespenst. Wer mich einmal betrügt, ist ein tüchtiger Mensch. Wer vom Leben zuviel verlangt, erhält zu wenig von ihm. Das Gefühl von Gesundheit erweckt man sich nur durch Krankheit. Es gibt nichts Beschränkteres als eine gewisse gedankenlose Aufgeklärtheit. 1778 setzte die englische Regierung 8 Dollar Preis für jeden amerikanischen Stalp aus. Die von den Negern entwidelte Bruderkrieg hat sich in 3000 Jahren nicht merklich geändert. Fürst Bismarck durfte beim Diktieren nicht unterbrochen werden, sonst verlor er sofort den Faden. Die Rüge, die ein Vorgesetzter erhält, ist wie ein Steinwurf ins Wasser; er zieht keine weiteren Kreise. Früher wurde in Berlin der Neujahrsbesuch den eingeperrten Arbeitshäusern zum Besten freigegeben. In der Nikolaikirche waren von dreizehn Korpskommandanten elf Deutsche und einer ein „zweifelhafter“ Russe. Wie viel Geistesgegenwart findet man bei der Einfachheit, und wie wenig pflegt man bei der Weisheit zu finden! Eitelkeit und Selbstbetrug sind die Zerklüchter, die auf der Wanderung durch das Leben vom richtigen Wege ablenken. Ist jemand unter lauter Törichtern der einzige Vernünftige — dann hat er bald das Gefühl, er sei unter lauter Vernünftigen der einzige Trüchle. Ich hab' dich nicht von heimlichem Neide ungebührlich beleidigt. Groß ist nicht, wer gegen die Nadel sich mit dem Schwert vertheidigt. In der kanadischen Provinz Alberta steigt beim Wehen des Chinook (Föhn) die Temperatur in kurzer Zeit manchmal von —dreißig auf + vier Grad Celsius. Man darf wohl eine Bitte abweisen, aber nimmermehr darf man einen Dank abweisen oder, was daselbe ist, ihn kalt und konventionell annehmen. Dies beleidigt tief. Weiches Herz und weicher Kopf: Ein braver Mann, ein guter Trost. Harter Kopf und hartes Herz: Macht die Welt voll Kampf und Schmerz. Weicher Kopf, das Herz hat. Das ist schlimme, böse Art. Harter Kopf, die Herzen weich: Auf solchen ruht das Deutsche Reich. Hans Thoma. Das Haus Paulinenstraße 17 zu Göttingen, in dem Gottfried August Bürger am 8. Juni, 1794, starb, ist kürzlich einem auf der Hofseite der Göttinger Universitätsbibliothek aufgeführten Geschäftsbau zum Opfer gefallen. Im selben Hause lag auch Schölers Wohnung; es gehörte Bürger's Freund und Verleger Johann Christian Dietrich. In diesem Hause, das seit langem eine Gedenktafel trug, hat sich Bürgers Gestand mit dem Schwanenmädchen Elise Gahn abgespielt. Manche berühmten Männer, wie Matthison oder Jens Baggesen, haben als des Dichters Gäste hier gewohnt. Daß in diesen Zeiten politischer Wirren sogar der Druckfehlerkavalier für und wider Stellung nimmt, beweist die folgende Berichtigung im „Journal“: Ein unangenehmer Druckfehler hat sich in den letzten Artikel unseres Berichterstatters vom italienischen Kriegsschauplatz eingeschlichen. Darin hieß es: Auf seiner Reise längs der Front konnte Salandra vom Wogen des König's aus die gedrückten Infanteristen im Kampfe sehen, die am Kragen die weifroten, weifgrünen und blauschwarzen Abzeichen der Briganten von Neapel, Salerno, Squillen und Palermo trugen. Es sollte natürlich nicht Briganten, sondern Brigaden heißen... O weh!... Die „Independence Belge“ meldet aus Paris vom 13. Juli: Die französische Zeitung unterdrückt Berichte über einen Unfall auf Cailloux und seine Frau. Als das Ehepaar Cailloux in Poffy eine Epizootieherd machte, wurde sein Kraftwagen angehalten. Mehrere Personen klitzten sich auf die Infassen und hielten sich Schlingarn so brutal auf beide ein, daß die Opfer blutüberströmt zusammenbrachen. Nach der Tat erschien die Polizei. In schwerverletem Zustand wurden Cailloux und Frau unter Schmäugeln der Menge in die Klinik gebracht. Das Blatt bemerkt hinzu, daß einigen Pariser Politikern durch Zufällen Unzufälligkeit angebrocht wurde, falls sie ihre Friedenswürde nicht aufgaben. „A!“ — „Das ist ein Mensch, der die anderen zu Paaren treibt!“ „Wie meinen Sie das?“ „Seitratshermitter ist er.“